



Vorwahlsieger Hart: „Eine riesige Staubwolke hat sich gesetzt“

„Ich kann dieses Land regieren“

Ronald Reagan muß mit einem neuen Konkurrenten rechnen: Der US-Senator Gary Hart hat nach seinem Vorwahlsieg im Bundesstaat New Hampshire nun Chancen, zum demokratischen Präsidentschaftskandidaten

nominiert zu werden. Sein Gegner Mondale erreichte bisher nicht die Herzen der Wähler. Hart, einst Wahlkampfheifer John F. Kennedys, setzt auf die Vision „neuer Ideen“ – und auf seine jungen Anhänger.

Es hatte alles so einfach ausgesehen – und so eintönig: Wahlkampf in den USA wie gehabt, mit Reden, Gesten und Programmen von gestern, mit den alten Gesichtern, hie Ronald Reagan, da Walter Mondale – allzu bekannte Alternativen.

Verdrossenheit befiel das Land, noch bevor der Wahlkampf richtig begonnen hatte. Interessant schien allenfalls, wie tief die Wahlbeteiligung, gewöhnlich schon so niedrig wie in kaum einer anderen Demokratie, diesmal unter die 50-Prozent-Marke absacken würde.

Doch dann kam, auf leisen Sohlen erst, dann immer nachdrücklicher auftretend, der große Kühle aus dem Westen, Gary Warren Hartpence, der sich seit 1961 Gary Hart nennt. Nach eigenen Angaben ist er 46, nach dem offiziellen Geburtsregister 47 Jahre alt. Seit neun Jahren vertritt er als Senator den Rocky-

Mountains-Staat Colorado in Washington.

Und seit vorigem Dienstag ist nichts mehr, wie es vorher war. Harts überraschender Sieg könnte der Anfang eines der dramatischsten Wahlkämpfe der Nachkriegszeit werden. Erstmals seit John F. Kennedy besteht eine – vorerst geringe – Chance, daß ein Politiker unter 50 ins Weiße Haus einzieht.

Denn am vorigen Dienstag, bei der ersten jener „presidential primaries“, jener Vorwahlen, die am Ende mit darüber entscheiden, welchen Kandidaten Republikaner und Demokraten ins Rennen um die Präsidentschaft schicken, triumphtierte im nordöstlichen Bundesstaat New Hampshire nicht der hohe Favorit Walter Mondale, sondern ein „dark horse“, ein Außenseiter – eben Gary Hart.

Es war ein Triumph, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ – von

den rund 101 129 abgegebenen Stimmen erhielt Hart 39 Prozent, Mondale nur 29. Mit einem Mal verwandelten sich die Kurz- und Langzeitprogramme und -prognosen aller Washingtoner Strategen zu Makulatur. Drei Hart-Rivalen – Alan Cranston, Ernest Hollings, Reubin Askew – sahen sich zur vorzeitigen Aufgabe veranlaßt. Der hohe Favorit Mondale, der in seine bisherigen Ämter fast stets ernannt, nicht gewählt worden war, fand sich unvermutet in einem wirklichen politischen Zweikampf wieder. Die Nation aber staunte.

Denn bis zum vorletzten Montag, bis zur Vorwahl von Iowa (SPIEGEL 9/1984), war Gary Hart für die überwältigende Mehrheit seiner Landsleute ein „Gary wie bitte?“ gewesen, hatte er in allen Meinungsumfragen unter „ferner liefen“ rangiert, weit hinter den beiden Renommierkandidaten Walter Mondale und John Glenn, der immerhin schon

mal in einer Raumkapsel die Erde umkreiste.

Nur Gary Hart, der einst Theologie, Philosophie, Literatur und Jura studiert, im Wahlteam John F. Kennedys seine politischen Weihen empfangen hatte, der 1972 zum Wahlkampfmanager seines heutigen Rivalen George McGovern aufgestiegen und 1979 vom Frauen-Magazin „Playgirl“ zu einem der „Ten Sexiest Men in America“ gekürt worden war – den überraschte sein Wahlsieg überhaupt nicht.

Am Heiligen Abend des Jahres 1982 bereits, Wochen vor der offiziellen Erklärung seiner Kandidatur, hatte er einem Journalisten anvertraut, nach den ersten beiden Wählerentscheidungen, in Iowa also und in New Hampshire, würden nur noch zwei Kandidaten übrigbleiben – Mondale oder Glenn und er selbst. „Die Leute werden überrascht sein, es wird große Aufregung geben, eine riesige Staubwolke – und wenn die sich gesetzt hat, sind nur noch zwei Mann da.“

Systematisch, von kaum einem seiner Rivalen bemerkt oder ernst genommen, hatte er monatelang, zuweilen nur von einem Gehilfen und gelegentlich von einem Reporter begleitet, im Kleinlaster die beiden Bundesstaaten durchfahren. Wie einst für McGovern hatte er eine zuverlässige Organisation von Helfern und Helfershelfern aufgebaut, die sich angezogen fühlten von dem gut und ernst ausschauenden Mann, der so ungleich viel jünger und unverbraucher wirkte als seine Mitbewerber, der sie ansprach mit seiner Forderung nach „neuen Ideen und einer neuen Führung für die Zukunft unseres Landes“.

Als in Iowa ausgezählt war, lag er tatsächlich bereits an zweiter Stelle, weit hinter Mondale zwar, aber mit großem Abstand doch vor Glenn. Da hatte sich das Rennen bereits auf einen Zweikampf reduziert. Hart: „Dies war der erste Schritt auf dem Weg zur Nominierung, auf dem Weg ins Weiße Haus.“

Und während Mondale, siegessicher, nur noch kurze Gastrollen in New Hampshire gab, zogen Hart und seine Helfer weiterhin von Tür zu Tür, übernahm der Senator sogar den publikumswirksamen Abwasch für eine potentielle Wählerin, predigte er Tag für Tag von der „Auseinandersetzung zwischen Vergangenheit und Zukunft“.

Betonten Mondale und seine Helfer die „Erfahrung“ des Favoriten, so erinnerte Hart daran, daß Mondale den Großteil dieser Erfahrung als Stellvertreter des höchst unpopulären Jimmy Carter gesammelt habe; stets auch bezeichnete er ihn als „Vizepräsident Mondale“.

Sich selbst aber brachte er in die Nähe seines Idols John F. Kennedy, ließ kaum je den Hinweis aus, daß er für JFK im Wahlkampfinsatz gewesen war und daß es an der Zeit sei, zu wiederholen, wozu sich die Nation 1980 durchgerungen hatte: nämlich einen jungen Mann ins Weiße Haus zu wählen. Dazu, stets parat, das passende Zitat aus der Antrittsrede Kennedys: „Heute ist die Fackel weitergereicht worden an eine neue Generation von Amerikanern.“ Derlei zieht immer noch und immer wieder bei den Jung-Wählern Amerikas.

Und stets dabei waren, nach dem überraschend guten Abschneiden des Außenseiters in Iowa, nun auch die Vertreter der amerikanischen (und ausländischen) Medien. Aus einer Handvoll Reporter wurden auf einen Schlag 80, die



Vorwahlverlierer Mondale*
Halbherzige Unterstützung

ihn fortan auf Schritt und Tritt begleiten und die ihn mit ihren TV-Berichten Abend für Abend kostenlos in die Wohnstuben der Menschen von New Hampshire brachten.

Dabei war durchaus Eigennutz im Spiel: Ein weiterer klarer Mondale-Sieg hätte die Kandidaten-Kür womöglich schon beendet, noch bevor sie richtig begonnen hatte; für die Berichterstattung von den bis in den Juni hineinreichenden Vorwahlen aber hatten vor allem die Fernsehanstalten schon Riesensummen investiert. Nur eine Alternative zu Mondale, ein Zweikampf über die nächsten Wochen und Monate, sicherte weitere Beschäftigung, mehr Zuschauer, mehr Werbegeld-Einnahmen.

Die demokratischen Wähler von New Hampshire mit ihrer Vorliebe für die

* Mit seiner Frau am Abend seiner Niederlage am vorigen Donnerstag.

„underdogs“, für die benachteiligten Außenseiter, spielten nur zu gern mit, und am Tag vor der Wahl bereits war Hart in Umfragen an Mondale vorbeigezogen. Am Tag danach triumphierte er in der üblichen, übertriebenen Wahlkampfretorik des Landes: „Von allen Kandidaten habe ich die besten Aussichten, Ronald Reagan zu besiegen, denn ich bin frei von dem Zwang, die Politik der Vergangenheit verteidigen zu müssen.“

Bis zum November freilich ist es noch lange hin. Wohl hat New Hampshire bestätigt, was kritische Beobachter schon seit einiger Zeit ahnten: daß die Unterstützung für Mondale, vor allem dank der Hilfe der Gewerkschaften, der Frauen- und Lehrerverbände, zwar sehr weit reicht, aber nicht sehr tief geht; daß die Attacken seiner Rivalen, Mondale sei zu vielen Interessenten-Gruppen verpflichtet, bei den Wählern Widerhall finden; daß er vor allem noch nicht fähig war, die Wähler emotional mitzureißen, sie fest an sich zu binden. Sie unterstützen ihn, halbherzig zumeist, aber sie glauben nicht an ihn.

Nur: Das kann alles sehr wohl umschlagen, wenn Walter Mondale wirklich zu kämpfen beginnt, wenn er sich – statt mit reichen Gönnern und Verbandsbossen hinter verschlossenen Türen zu verhandeln – wieder unter die Wähler mischt und ihre Gefühle anzusprechen lernt.

Denn in den nächsten Vorwahlen kann Gary Hart auf eines nicht rechnen: die Eigenwilligkeit der Wähler von New Hampshire.

Darum muß es ihm auch gelingen, Zustimmung in der amerikanischen Bevölkerung für seine „neuen Ideen“ zu finden – zu denen beispielsweise der Vorschlag zählt, nicht nur die Atomrüstung einzufrieren, sondern auch, viel wichtiger noch, die Produktion des Grundstoffs Plutonium.

Dann muß er, von den Traditionalisten der Partei wie viele jüngere Politiker als „Atari-Demokrat“ bspöttelt, sehr wohl im Detail nachweisen, daß es im Computerzeitalter auch für einen Politiker durchaus von Vorteil ist, sich in moderner Technologie auszukennen und sich ihrer zu bedienen – zum Beispiel auch auf dem Gebiet der Rüstung, wo Hart nicht einfach pauschal sparen, sondern dergestalt reformieren möchte, daß die Streitkräfte nicht mehr nach den Kriterien früherer Kriege und Schlachten strukturiert und unkontrolliert weiter vergrößert werden. „Wenn man eine schlechte Armee vergrößert, bekommt man eine größere schlechte Armee.“

Daß er im Weißen Haus bestehen könne – daran hat Gary Hart offenkundig noch weniger Zweifel als daran, daß er dort auch Einzug hält. Im vorigen Sommer bereits, als noch kaum jemand hinhörte, wenn Gary Hart sprach, hatte er eine durchaus selbstbewußte Antwort

„Die Moral der Sowjets steht auf dem Kopf“

SPIEGEL-Redakteur Michael Naumann über Caspar Weinbergers Besuch bei den Studenten von Oxford

Alles in allem“, beteuerte Caspar Weinberger am vorigen Montag vor 500 Oxford-Studenten, „ist unsere Außenpolitik von Grund auf moralisch.“ Am nächsten Tag flog er in den Libanon.

Sein bescheidener Tonfall, gleich dem eines prüfungssicheren Theologie-Kandidaten, verlieh den Argumenten des US-Verteidigungsministers das überzeugende Gewicht, das auch den 40-Zentimeter-Granaten des Schlachtschiffes USS New Jersey vor Beirut Badestrand zugeschrieben wird – ungefähr eine Tonne.

Die Studenten hatten sich in ihrem Debattier-Club, der „Oxford Union“, versammelt. Sie wollten den Pentagon-Chef im rhetorischen Wettstreit mit Englands bekanntestem Friedenskämpfer, E. P. Thompson, erleben. Zu diskutieren galt es eine sorgfältig ausgesuchte Provokation: „Zwischen der sowjetischen und der amerikanischen Außenpolitik gibt es keinen moralischen Unterschied.“

In der vorangegangenen Woche hatten sich die akademischen Gemüter noch über eine andere Diskussions-Vorlage erhitzt: „Wir sind lieber tot als französisch.“ Oxford-Stil.

Schon vor drei Jahren hatten die Studenten Weinberger gebeten, die Außenpolitik der Reagan-Administration im viktorianischen Auditorium der Oxford Union zu verteidigen. Aber immer kam dem Minister etwas dazwischen: Ein 1,5-Billionen-Dollar-Pentagonbudget, das stückweise durch den US-Kongress bugsiert werden mußte, ein Krieg (Falkland), dann noch einer (Grenada).

Endlich aber hat der schwächliche, 66jährige Reagan-Freund Zeit; denn in den letzten Monaten vor der Präsidentschaftswahl sind alle riskanten Machtprojektionen Amerikas vorübergehend eingestellt. Außenpolitik findet jetzt nicht mehr statt in Washington, man kann also ruhig über sie reden. In Oxford.

Das sind 40 meist sandsteingelbe Colleges, vor acht Jahrhunderten zum Bund der Universität geschlossen, 55 Meilen nordwestlich von London gelegen, an der Themse, die hier schon wie eine Minestrone-Suppe aussieht.

In diese gotisch gebaute Stadt, „wo 12 000 Studenten einsam auf ihren Buden hocken und einer von ihnen ist man selbst“ (so einer von ihnen), in dieses Oxford war Caspar Weinberger mit der allfälligen Begleitung Washingtoner Prominenz eingezogen: Sechs Sicherheitsagenten, bullige Mittelstürmer-Typen im Trenchcoat, umklammerten ängstlich ih-

re Walkie-Talkies und musterten die offenen Gesichter der Studenten wie ein massenhaft gewordenes Attentatsrisiko.

Hinter der backsteinroten Gartenmauer des Clubgeländes hatte ein beamteter Grabenkriegsexperte einen Stacheldrahtverhau errichtet. Ein Bluthund stöberte 30 Minuten lang durch das leere Auditorium. Eine Bombe erschnupperte das Tier aber nicht.

Eine Stunde vor Diskussionsbeginn marschieren abgerissene Delegierte des

Irrender, als Schuldiger wie einer seiner Vorgänger, wie Robert McNamara?

Nein, gedenkt der ehemalige Konzerndirektor seinen Zuhörern zu sagen, er wolle als Moralist erinnert werden. Als schwerbewaffneter St. Georg, der gute Ritter.

Sein Diskussionsgegner an diesem Oxford-Abend, E. P. Thompson, ist ein Sozialist von jener seufzenden, halbreligiösen Art, die typisch für Englands Arbeiterbewegung ist: Ihr Klassenkampf



Weinberger im Auditorium der „Oxford Union“: Argumente wie Granaten

Klassen- und Friedenskampfes vor dem Haupteingang der Oxford Union auf: Heisere Stimmen unter rotem Banner der „Sozialistischen Arbeiterpartei“: „Eins, zwei, drei, vier, keine Kriege wollen wir.“ Der guten Utopie scheint kein Reim zu platt. Die Geschichte dieser Partei verliert sich im schottisch-sozialistischen Sektenwesen. Wenn die Revolution komme, so einer der anarchistischen Parteistifter damals – er war Dozent an der Glasgow University und hatte 1871 in der Pariser Kommune gekämpft –, dann gälte es zunächst einmal, den Uni-Rektor zu ermorden. Alles weitere ergebe sich von selbst.

Statt der Revolution erscheint nun Caspar Weinberger vor der Oxford Union. Er lächelt zuvorkommend und sucht in jeder Bewegung, sich klein zu machen. Doch steht er längst schon im Personenregister der Geschichte: als

hat stets den Beigeschmack protestantischer Erweckungs-Rhetorik.

Vor zwei Jahrzehnten war Thompson der unbestrittene Star-Historiker der „New Left“. Doch über die Kämpfe der Chartisten, der Gewerkschaften, der Kommunisten ist nun alles gesagt, alles geschrieben. Heute ist Thompson Vizepräsident der englischen „Kampagne für nukleare Abrüstung“. Er füllt die Rolle mit prophetischer Gewißheit aus: „Der letztendliche Zusammenstoß der atomaren Supermächte ist unvermeidlich.“

So wird auch ihn die nukleare Apokalypse nicht überraschen. In der Stunde des Weltuntergangs wäre E. P. Thompson ein Rechthaber.

Der Diskussionsleiter an diesem Abend, Malcolm Bull, glaubt mit seinen 21 Lebensjahren nicht an das programmierte Weltende; lebensfroh gedenkt er

vielmehr, Karriere zu machen. Der Student der Philosophie und Theologie ist Präsident der Oxford Union – wie es vor ihm die britischen Premiers Heath, Macmillan, Asquith und Gladstone in ihrer College-Zeit waren. Dies ist die Kinderstube des englischen Parlamentarismus, so, wie Oxford das nationale Elite-Reservoir darstellt: Von 49 englischen Regierungschefs haben 24 in Oxford studiert.

Und doch, meint Malcolm Bull, „der Weg ins Establishment ist rutschiger als früher, die Konkurrenz wird immer schärfer. Viele Kommilitonen reden davon, wie sie schnell Geld machen können.“ Das Mittelklasse-Trauma.

An jenem Diskussionsabend indes hebt er ein Portwein-Glas am Dinner Table der Oxford Union: „The Queen“ sagt er laut, und obwohl die Königin nicht da ist, prosten ihr alle zu – der Sozialist, der Amerikaner aus dem Pentagon, die jungen Gastgeber sowieso.

Bis auf den letzten Platz gefüllt ist dann das Auditorium der Oxford Union, als Caspar Weinberger das Wort ergreift: Ein weltuntergangsmächtiger Mann, mag E. P. Thompson denken. Ihm will der Verteidigungsminister aus Amerika antworten.

In großer Sorge um die Welt gestikulierend, hatte Thompson die Sündenfälle amerikanischer Außenpolitik von Vietnam bis Mittelamerika beim Namen genannt (die sowjetischen übersprang er), hatte dann die Atomaufrüstung der Supermächte beklagt, als seien sie vor allem Ausdruck herrschstüchtiger, moralischer Verkommenheit – und nicht das gefährliche Ergebnis eines selbständig gewordenen Sicherheitsprozesses –, und war schließlich ins utopische, atomfreie Feiertagsland eines zukünftigen, europäischen Neutralismus vorgestoßen.

„Europa“, erklärte der gelehrte Friedenskämpfer seinem amerikanischen Gegner, „meditiert derzeit über seine eigene Unabhängigkeitserklärung.“ Ahnte Weinberger, daß die Europäer bei diesem moralischen Geschäft erst bis zur Regulierung der Schweinepreise vorgestoßen sind?

Moral, so lehrt man seit einem halben Jahrhundert an den britischen Colleges, zumal in Oxford, ist nur eine grammatikalische Übereinkunft: „Wenn wir uns alle darüber einigen, was die Wörter ‚du mußt‘, ‚du sollst‘ und ‚du darfst‘ bedeuten, dann können wir auch eine ‚Moral‘ haben“, meint ein ortsansässiger Sprachgelehrter.

Übernatürliche Moral-Begründungen – Zehn Gebote aus dem Jenseits etwa – lehnt man in einer Stadt ab, in der für die metaphysische Idee von „unendlich“ ein ganz nüchternes Zeichen erfunden wurde – eine müde, liegende Acht: ∞. Mehr nicht.

Caspar Weinberger hingegen will von einem großvolumigen Moralbegriff nicht

lassen, um die Außenpolitik seiner Nation recht vorteilhaft abzuheben von derjenigen der Sowjet-Union.

„Das Sowjet-System“, sagt er, „hat die Bedeutung von Moral auf den Kopf gestellt.“ Wer wolle das bezweifeln, außer streitlustigen Oxford-Studenten, angesichts totalstaatlicher KGB-Kontrollen, angesichts von Gulag, Zwangstherapie für Dissidenten oder gar der Expansionsgeschichte der UdSSR?

Doch Caspar Weinberger, die Hände gefaltet, verfällt auf die riskante Idee, die „Moral amerikanischer Außenpolitik“ aus der innenpolitischen Freiheit des demokratischen US-Systems herzuleiten. Das geht schief.

Die Moral amerikanischer Außenpolitik, meint er, sei lediglich ein Reflex jener innenpolitischen Freiheit des Kongresses, Kontrolle auszuüben. „Wieviele Mann haben im sowjetischen Politbüro den Einmarsch in Afghanistan beschlossen?“ fragt Weinberger und antwortet sich selbst: „Vielleicht ein Mann, vielleicht fünf. Das ist unmoralisch!“

Amerikas Außenpolitik hingegen sei eine Darstellung politischer Moral – weil, so der Pentagon-Befehlshaber, sie der „moralischen“ Revision der Öffentlichkeit, des Parlaments unterworfen sei.

Einspruch eines Studenten: „Was Sie sagen, Mr. Weinberger, ist dies – eine außenpolitische Handlung ist so lange moralisch, solange sie widerrufen werden kann.“

Weinberger: Nickt.

Student: „Eine unmoralische außenpolitische Handlung kann aber nicht dadurch im nachhinein moralisch werden, daß der US-Kongreß ihre traurigen Konsequenzen verurteilt.“

Weinberger: Nickt nicht mehr.

Fest überzeugt von der ethischen Größe seiner Nation, kündigt er statt dessen den weiteren Ausbau der geplanten Anti-Raketensysteme im Weltraum an: Auch dies sei eine moralische Manifestation Amerikas; denn in der bisherigen Nuklearstrategie seien ja stets die Zivilbevölkerungen zur Geisel der Abschreckungsstrategie gemacht worden. Die Verlagerung der Verteidigungslinie ins Weltall hinaus sei ein moralischer Akt.

So hat der Diskussionsabend unvermittelt den Gipfel der Geistverlassenheit erreicht, es darf nun abgestimmt werden über den Beschluß-Antrag („Zwischen der sowjetischen und der amerikanischen Außenpolitik gibt es keinen moralischen Unterschied“): 271 der Anwesenden lehnen ihn ab, 232 folgen ihm.

E. P. Thompson hat die Diskussion verloren. Es ist kurz vor Mitternacht. Die Demonstranten sind verschwunden. Der Bluthund schläft. Die Leibwächter des US-Verteidigungsministers knöpfen ihre Trenchcoats zu. Ihr Chef hat eine Schlacht gewonnen.



Wiederbewerber Reagan
Gefordert durch einen Außenseiter

auf die Frage parat, was ihn denn wohl zum Präsidenten qualifiziere.

Keine leichte Frage, wie man seit 1980 weiß, als der berühmte Edward Kennedy, von einem TV-Reporter nach seiner Amtsqualifikation befragt, derart ins Stocken und Stottern geriet, daß seine dümmliche Antwort zugleich zu seinem politischen Nachruf wurde.

Nicht so Gary Hart. „Je länger ich in der Politik tätig bin“, erklärte er, „desto fester bin ich davon überzeugt, daß ich wie geschaffen bin zum Regieren. Ich habe eine schnelle Auffassungsgabe und fälle meine Entscheidungen sehr, sehr schnell. Ich bin überzeugt von meinen eigenen Fähigkeiten... Viele Leute begreifen nicht, wie ein einzelner Mensch glauben kann, er könne dieses Land regieren. Ich habe keinerlei Zweifel daran, daß ich es kann, absolut keine Zweifel.“

LIBANON

Auf dem Sofa

Syriens Assad hat sein Ziel erreicht: Gegenspieler Gemayel kündigt den Libanon-Vertrag mit Israel.

Auf einer Behelfspiste zwischen Adschunje und Byblos, mitten in der christlichen Enklave des Libanon, stand allzeit startklar seit Wochen ein gearharter schweizerischer Tristar-Jet.

Mit der gut getarnten Maschine wollte sich Libanons Präsident Amin Gemayel nach Europa in Sicherheit bringen, wenn Drusen und Schiiten den Präsidenten-Palast im Beirut Vorort Baabda angegriffen hätten. Dies blieb ihm zwar erspart, doch am vorigen Mittwoch ging der Präsident dann an Bord der Flucht-